

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-67558](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-67558)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 26. Januar 1847.

№ 8.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Die Gewissensbisse.

Wahre Begebenheit, nach der Erzählung eines Reisenden.

In einer großen Stadt Irlands lebten während des Verlaufs vieler Jahre zwei Freunde, die äußerlich und innerlich nicht verschiedenartiger gedacht werden konnten. Der Eine von ihnen war ein kleiner, erwachsener Mann, mit einem länglich bleichen Gesichte, spärlichem Haarwuchse, listigen Augen, etwas krummen Beinen, sehr langen Armen, die am Leibe herunterhlotterten. Das unorthodoxe Aeußere wurde noch durch grobe Vernachlässigung aller Keuschheit unangenehm hervorgehoben. Die Sprache war rauh und mißthöndend, der Redefuß breit und ermüdend. Obgleich er nicht die besten Kenntnisse und der eigentlichen gelehrten Vorbildung ermangelte, besaß er doch die Kenntnisse eines Gentleman. Er kannte die Gesetze seines Landes und hatte die Klugheit der Schlangen. Gegen Personen, welche ihm nützen oder schaden konnten, weiß Standes sie auch waren, zeigte er sich kriechend höflich und suchte gern durch einen Witz ihnen etwas Angenehmes zu sagen, oder ihrer Eigenthümlichkeit zu schmeicheln; gegen Bittende und Untergebene war er stets rauh und grob und gegen die große Menge von Gleichgiltigen, welche weder zu der einen noch zu der andern Klasse gehörten, affectirte er eine Art Nichtbeachtung. Er bekannte sich zur herrschenden Religion und übte deren Gebräuche gelegentlich aus.

Sein Freund, ein hoher, stattlicher Mann, ernsthaften Ganges und grader Körperhaltung, zeigte viel Würde in seiner äußern Erscheinung; seine Kleidung war eigen und gewählt, und nirgends eine Vernachlässigung des Anstandes bemerkbar. Nur in seinen Kenntnissen ermangelte er aller Bildung eines Gentleman. Sein Unterricht war offenbar sehr vernachlässigt worden, denn er konnte weder richtig schreiben noch sprechen,

und eine glückliche Unwissenheit ersparte ihm manche Beschämung. Offenbar ein Feind aller geistigen Anstrengung, ging ihm selbst die gewöhnliche Lebensklugheit ab. Höchst selbstzufrieden in dürftiger Ausübung des wenigen, sich angeeigneten praktischen Könnens, hielt er dies für die einzige Weisheit, alles Andere aber für dummes Zeug. Da ihm neben dem Mangel urbaner Sitten auch noch jede Unterscheidungsgabe abging, so war er eigentlich gegen Jedermann rauh und grob und glaubte selbst den höchst gestellten Staatsmann nicht mehr achten zu dürfen, als wenn er ihn als seines Gleichen behandelte; denn er hatte immerdar eine hohe Meinung von sich und hielt es nicht für Spott, wenn des unsterblichen Dichters Worte:

Er war ein Mann vor Allen ausersuchen —

Ich werde nimmer seines Gleichen sehen!

auf ihn angewandt wurden. Er bekannte sich nicht zur herrschenden Kirche, sondern gehörte der noch mehr in den Colonien als in dem Mutterlande verbreiteten Secte an.

Diese beiden eben geschilderten Männer waren sich nur in einer einzigen Hinsicht ähnlich: sie hatten den Ehrgeiz gemein, sich durch etwas auszeichnen zu wollen, und da der Zufall wollte, daß Beide dieselben Mittel zur Erreichung ihres Zweckes wählten, so gab dieses Veranlassung, einen innigen Freundschaftsbund zu schließen.

Die Armen-Bill, eine schwere Last der Gemeinden, denn Wenige geben gern der Armuth, und am allerwenigsten gern, wenn sie sich dessen nicht einmal ürkten können, bedingt in ihrer Ausübung drei zu vereinigende Eigenschaften: Menschenkenntniß, Menschenfreundlichkeit und Deconomie. Ohne eben diese Eigenschaften gleichmäßig zu besitzen, gelang es doch dem ersten der Freunde, welcher Gemeinde-Vorsteher geworden, diesen Zweig der Verwaltung zu erlangen, und gern gesellte er sich dem zweiten zu, dessen Rivalität



er am allerwenigsten fürchtete, da er ihn, obgleich scheinbar in seine Ideen eingehend und ihn überall um Rath fragend, dennoch ganz nach seinem Willen lenkte. Nachdem es ihm ziemlich gelungen war, alle Armen-Unterstützungsmittel centralisirend in seinen Verwaltungskreis zu ziehen und alle Privat-wohlthätigkeits-Vereine, die seine Interessen nicht förderten, zu beschränken oder aufzulösen, wandte er sich dem berüchtigten Utilitaritäts-Systeme zu, um durch auffallende Ersparnisse seine Nützlichkeit und Geschäftskunde darzutun, woran ihm um so mehr lag, als mit diesem Anerkenntnisse auch eine bedeutende Befoldung verknüpft war.

Das System der Ersparniß war einfach, aber betrübend, denn das wirkliche Unglück ging leer aus und menschliches Elend ward nirgends gelindert.

Kam ein Armer und bat um Unterstützung, so wurde er erst gar nicht angehört, dann, wenn er beharrte, mit harten Worten und Drohungen abgewiesen und mit Wegsendung in die Armen-Colonie bedroht; selten widerstand der wahrhaft Unglückliche, der Zitternde, vom Elend Niedergebungte dieser Abweisung, er ging und verzweifelte; nicht so der liederliche Umhertreiber, welcher wußte, daß das Gesetz sein Begehren unterstützte. Mit diesem wurde in Unterhandlung getreten, und ihm wöchentlich eine kleinere oder größere Summe geboten, wenn er aller weitern Ansprüche auf die Armenkasse entsagte, im Hintergrunde wurde aber mit der Armen-Colonie gedroht.

Durch ein solches Verfahren wird aber nicht menschliches Elend beseitigt, sondern befördert. Der Liederliche vertrank sein erhaltenes Wochenlohn in dem Flusche verbreitenden Whisky und bettelte nach wie vor, der verschämte Arme erhielt aber gar nichts und kam im Elende um.

Elternlose Säuglinge wurden für den allergeringsten Preis, ohne daß selbst weiter für ihre Bekleidung gesorgt ward, ganz armen, dürftigen, stehenden Weibern übergeben, wo sie verkommen mußten, so daß selten, bei der großen Mortalität, das geringe Entgelt lange für sie bezahlt werden durfte, und namhafte Summen erspart wurden.

Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, daß der harte Utilitarier in seiner dumpfen Befangenheit niemals klar die schrecklichen Nachteile seines fürchterlichen Handelns erfaßt hatte, daß er keine Ahnung des indirecten Todtschlages hatte und daß er sogar gut und läßlich zu handeln glaubte; denn in Ziffern konnte er die der Menschheit geleisteten Dienste, bei öffentlicher Rechnungsablegung, beweisen und sich als ein nütliches Glied der menschlichen Gesellschaft geltend machen. Aber die

Jahre vergehen, und unbegreiflich kurz erscheint das irdische Leben, wenn der Sterbliche es bis zum Ende durchgeführt hat. Der thätige Mann erkrankte, um nicht mehr zu genesen; wie nun die Seele sich den irdischen Banden entwinden wollte, schien auch das irdische Vorurtheil zu stinken, und eine fürchterliche Klarheit die geistige Nacht zu erhellen. Das, was der Kranke ein langes Leben hindurch als Recht erkannt hatte, erschien ihm in diesen ersten Stunden als fürchterliches Unrecht. Grausame Phantasiegebilde umspielten bald seinen wirren Geist, er glaubte unaufhörlich lange Züge bleicher, abgehärmter Gestalten in das Zimmer treten zu sehen, welche mit bittenden Geberden ihre hageren Hände nach einem Almosen ausstreckten. Ach! er hatte diese Bittenden ehemals hart abgewiesen. Dann steigerten sich seine Angstgebilde; viele, viele Säuglinge, in Lumpen gehüllt, mit bleichen Gesichtchen und vertrockneten Glibberchen, glaubte er um sich zu erblicken, sie schienen neben ihm auf das Lager gelegt zu sein und mit ihren kalten Lippen vergebens Nahrung aus seiner Mannesbrust saugen zu wollen. Ach! er hatte ehemals, nur das Gesetz dürftig beachtend, nicht eigentlich für die Nahrung der Geschöpfchen, welche die Vorsehung seiner Erhaltung zugeführt hatte, gesorgt; sie waren verschmachtet gestorben oder hatten stehend nur ein kümmerliches Leben erhalten.

Unter unbeschreiblichen Geistesqualen, seines thätigen Lebens mühselige Arbeit zu spät als eine Ausgeburt des sündhaftesten Egoismus erkennend, starb der Mann. Wenige Stunden vor seinem Ende, welchem ich in meinem Verufe mit beizohnen mußte, besuchte ihn noch sein Freund. Derselbe gab sich Mühe, ihn zu beruhigen; als ihm dieses nicht gelang, ging er hinaus und sagte im Vorzimmer: „Was ein Mensch doch in der Krankheit für närrische Phantasien haben kann; diesem verdienstvollen Manne, welcher der Armen-Societät so viel tausend Pfund erspart hat, scheint es leid zu thun, dem Bettelvolke nicht mehr gegeben zu haben; mir thut es leid, daß sie noch so viel erhalten haben, und es lassen sich wirklich noch Ersparnisse, ohne das Gesetz zu verletzen, möglich machen.“ Die fürchterliche Mahnung des Sterbenden, sich seines Handelns im Leben überall klar bewußt zu sein, damit Tugend und Menschlichkeit nicht in behaglicher Selbstzufriedenheit zu Grunde gehen, hatte sein Herz nicht berührt.

Diese Begebnisse geben einen reichen Beitrag zu der Erfahrungs-Seelenlehre und nehmen dieserhalb das Interesse Aller in Anspruch, denn Jeder kann mit Recht sagen:

Ich bin ein Mensch, und ich glaube, daß nichts Menschliches mir fern stehe.

Stadtpost-Angelegenheit.

In der vorigen Nummer d. Bl. ist am Schlusse des ersten Artikels von der Aufhebung des Briefkastens unserer Stadtpost (in der Sonnenberg'schen Buchhandlung) die Rede. Auch wir stimmen dem dort ausgesprochenen Bedauern über die Aufhebung völlig bei. Bei Gründung der Stadtpost — derzeit mit allgemeinem Beifall aufgenommen — hörten wir allenthalben die Meinung, daß der Gründer (S. Sonnenberg) ein thätiger und rühriger Mann sei, der neben seinem Nutzen auch den Nutzen und die Bequemlichkeit des Publikums beachte — und warum auch nicht? — es brachte ihn ja immer den ersten und besten Nutzen ein; — daß aber namentlich die Stadtpost — und wenn auch, wie Anfangs, nur für frankirte Briefe — zu beiderseitigem Nutzen bestand, darüber herrscht nur eine Stimme; noch nützlicher wurde sie aber, als der verstorbene Sonnenberg dieselbe erweiterte und auch unfrankirte Briefe annahm. Mancher fand zwar, wie wir ganz bestimmt wissen, an der unermüdeten Thätigkeit des Verstorbenen Dies und Jenes zu mäkeln und zu tadeln — das muß sich heutiges Tags aber jeder gefallen lassen, wer kann's auch allen Leuten recht machen! — aber die gebratenen Tauben fliegen einem nicht ins Maul, und wer zu was kommen will, der muß auf dem Strumpfe sein. Deshalb loben wir die Nützlichkeit und den Fortschritt in Allem und bemerken noch, daß während man in allen andern Städten bemüht ist, dem Publikum den Verkehr zu erleichtern und an verschiedenen Orten der Städte — gewöhnlich bei Kaufleuten — Briefkästen anbringt, aus welchen die eingelegten Briefe wenigstens ein Mal des Tags abgeholt und herumgebracht werden, haben wir hier einen Rückschritt in dieser Angelegenheit erlebt — der bisherige Briefkasten ist wieder aufgehoben. — Das Unternehmen ist allerdings eine Privatsache, und wenn es der Sonnenberg'schen Buchhandlung gefällig ist, so kann sie die ganze Stadtpost zum Teufel jagen, dagegen kann wohl Niemand etwas einzuwenden haben; aber es könnte sich dann vielleicht ein anderer industrieller Mann der Sache annehmen und sie wieder so herstellen, wie sie bisher bestanden hat, wir glauben nicht, daß es nachtheilig für ihn wäre. — Im Uebrigen glauben wir aber, daß es nicht gut, mindestens nicht zu loben ist, eine dem allgemeinen Besten gewidmete Anstalt wieder aufzuheben, wenn sie für den, der sie ins Leben gerufen, nicht geradezu nachtheilig ist, und daß glauben wir bei der unfrankirten Stadtpost nicht annehmen zu dürfen.

Oldenburg.

3.

Unsere öffentlichen Uhren.

Unlängst lasen wir in einem auswärtigen Blatte, der Magistrat der Stadt möge doch, wenn einmal etwas Geld übrig sei, auf das Zifferblatt einer gewissen

Thurmuhre, woran die Stundenzeiger fehlten, solche zu Nug und Frommen der Vorübergehenden anbringen lassen. Da fiel uns ein, daß auch wir Oldenburger uns in einer ähnlichen, wenn nicht noch in einer größeren Verlegenheit befinden; auch uns könnte es nicht schaden, wenn wir — da wir nur ein einziges Zifferblatt mit Zeigern in der Stadt haben, nämlich auf dem Schlosse — unsern Magistrat einmal erluchten, wenigstens einem der drei Zifferblätter auf dem Heil. Weisethurm gelegentlich, wenn sich einmal Geld in der Kasse befindet, die gewöhnlichen Stundenzeiger beifügen zu lassen. Stunden-Schlagen hört man zwar genug in der Stadt, doch ist man unterwegs und trägt keine Uhr in der Tasche und möchte doch gern die Zwischenzeit erfahren, so muß man entweder vor die Stadt hinaus oder ans Schloß spazieren, um seine Wisbegierde zu befriedigen. Das ist denn oft sehr mühselig und zeitraubend, und erlaubt sich Einsender, im Einverständniß mit Vielen, diese gewiß nicht unwichtige Sache einmal in Anregung zu bringen.

Ein seltener Fall.

Ein gewiß seltenes Beispiel ehelicher Liebe und Untrennlichkeit ereignete sich hier in Old. Wbhdn. Ein paar Eheleute, welche über 50 Jahre in der Ehe zusammenlebten, segneten beide in einer Nacht das Zeitliche. Nachdem die Frau am Abend vorangegangen, folgte ihr der Mann gegen Morgen in das bessere Jenseits.

Wie beneidenswerth ist ein solches Ehepaar!

Das II. Abonnement-Concert,

welches am Freitag, den 22. Januar, im großen Casino-Saale stattfand, versprach durch das Programm ein sehr genussreiches zu werden. Gleich zu Anfang die Ouvertüre zur Oper „Fidelio“ von Beethoven, der hier von Seiten des vortrefflichen Drehsiers sowohl wie auch in akustischer Beziehung ihr volles Recht wiederfuhr, so daß sie den angefüllten Saal zu lauten Beifallsäusserungen hinriß. Hierauf sollte laut Programm das Militair-Concert für Violine von Lipinski von Herrn Hofcapellmeister Professor Pott vorgetragen, uns zu Gehör kommen. Wir hatten uns recht sehr darauf gefreut, endlich einmal wieder das vollendete Violinpiel des Herrn Professor Pott zu hören, doch eine demselben betreffende Trauernachricht brachte uns um diesen lang entbehrten Genuß; statt dessen sollten wir, wie ein am Eingang des Saals angeschlagener Zettel meldete, durch die Güte der Madame Johanna Schmidt aus Bremen den „Grüß an die Schweiz“ von Blum hören. Zuerst aber folgte: Scene und Arie mit obligater Clarinetbegleitung aus der Oper „Der Zweikampf“ von Spohr, welche Mad. Schmidt mit großer Kunstfertigkeit vortrug. Die obligate Clarinetbegleitung war indeß ein wenig zu obligat und stand mit der Singstimme nicht im rechten Verhältniß — etwas mehr Discretion wäre wünschenswerth gewesen. — „Schweizer-We-



riationen für Clarinette von Wieprecht.“ — Herr Capellmusikus Müller II. — O, wer giebt denn jetzt noch Variationen zum Besten — wer mag sie noch hören! und noch dazu so abgeschmackte, so sinnlos zusammengestellte wie diese Wieprecht'schen! — es liegt eine Leerheit — eine Geislosigkeit darin, die ihres Gleichen nicht hat — und dann dieses abgedroschene, tausend und aber tausend Mal für alle Instrumente benutzte und längst abgenutzte Thema! — nein, Herr Müller konnte keine unglücklichere Wahl treffen. Schwierigkeiten freilich bieten diese Variationen — erstaunliche Schwierigkeiten und wenn es Herr Müller nur darum zu thun war, dem Publikum zu zeigen, daß es für ihn auf seinem Instrumente eigentlich keine Schwierigkeiten giebt, so hat er seinen Zweck vollkommen erreicht; denn er entwickelte hier eine seltene Virtuosität. Sein schöner voller Ton, der an Weichheit nicht leicht zu übertreffen sein möchte und der besonders im pianissimo den höchsten Grad der Ausbildung erreichte, setzte uns in Erstaunen, und konnten wir nur bedauern, sein schönes Talent hier an ein so nichtsnutziges Musikstück, an solche erbärmliche Variationen verschwendet zu sehen. — Scene und Arie aus der Oper „d'Atalia“ von Weber. — Mad. Johanna Schmidt. Uns ist diese „d'Atalia“ nicht bekannt, und wenn die übrigen Nummern in der genannten Oper eben so werthlos sind, wie dieses Gesangsstück, so bedauern wir das keineswegs. Nichts als Nouladen, Triller, Schnörkelien, alles, wenn auch vielleicht schon älter, doch wie nach dem neuesten italienischen Geschmack, nach den modernsten italienischen Mustern gearbeitet und diese wo möglich an Sinnlosigkeit noch übertreffend. Mad. Schmidt zeigte sich als eine vortrefflich gebildete Sängerin, deren Stimme noch immer angenehm ist, wenn auch nicht besonders klangvoll. — Nach der Pause vor Anfang der großen Symphonie von Mendelssohn grüßte Mad. Schmidt verprochenemmaßen die Schweiz, doch den rechten Gruf (Andante. Recitativ u. s. w.) hörten wir nicht, sondern bloß den Nachhall desselben, (Andantino. „Uf'm Bergli“ etc.) den wir ihr gerne geschenkt hätten; ihre Stimme schien angegriffen, wollte nicht mehr gut ansprechen und vermiften wir die hier erforderliche Leichtigkeit des Vortrags — sogar ein gelindes Detoniren wurde hin und wieder bemerkbar, doch das war gewiß nur Folge von zu großer Anstrengung. — Wir wünschen recht sehr, daß uns Mad. Schmidt durch ihre angenehme Stimme und — besser gewählte Gesangsstücke bald wieder erfreuen möge. — Die Symphonie von Mendelssohn wurde von Seiten des Dirigenten mit großer Genauigkeit und lobenswerthem Eifer ausgeführt. Es scheint uns übrigens eine gefährliche Neuerung, alle vier Sätze in einem so großen Musikstück wie die Symphonie ohne Ruhepunkt hintereinander folgen zu lassen. So schwungvoll und melodienreich, so interessant durch harmonische Wendungen diese Mendelssohn'sche Symphonie auch sein mag, so müssen wir doch gestehen, daß der gute Eindruck, den die beiden ersten Sätze auf uns machten, sich nach und nach wie-

der verlor und das ununterbrochene Fortspielen uns fast ganz unempänglich für den letzten Satz machte. Wir glauben auch eine gewisse Ermüdung oder Erschöpfung des Dirigenten bemerkt zu haben — wie kann das auch anders! man kommt ja nicht zu Athem. — Sollten wir nicht auch bald einmal eine Heiden'sche oder Mozart'sche Symphonie zu hören bekommen? — wenn wir ahnen könnten, daß unsere Bitte so wirksam wäre wie die des Herrn x—y. in den „Mittheilungen“, so würden wir hier mit rührender Stimme ausrufen: „Wir bitten darum!“ Der Beobachter.

Wanderungen durch die Zeit.

In Eöln werden bei dem diesjährigen Carneval statt zweier Narrengesellschaften, deren sechs austanzen. In manchen Städten soll sich die Zahl der Narrengesellschaften auf zehn, zwanzig, dreißig und noch mehr belaufen.

In England ist alles großartig, das Leben, die Noth und auch die Unterstützung. Bei einer Subscription für die nothleidenden Irländer und Schotten hatten allein die zwölf ersten Unterzeichner, worunter natürlich auch die Königin, an 62,000 Thlr. gezeichnet.

In Leipzig, als dem Hauptstapelplatz des deutschen Buchhandels, wurde bisher zur Bequemlichkeit auswärtiger Buchhändler — und auch der Billigkeit wegen — manches Werk gedruckt und dadurch bedeutender Verdienst dahin gezogen; damit hat's jetzt, wenigstens nach einer Seite hin, ein Ende. Auf Reclamation Oesterreichs nämlich ist den Leipziger Buchdruckern und Buchhändlern untersagt, künftig ein Buch in ungarischer Sprache in Leipzig erscheinen zu lassen.

Einem Dr. Jordan, naturalisirtem Sachsen und in Lindenau bei Leipzig wohnend, der bis jetzt seine Strafe wegen freien Redens und Schreibens abgeküßt, ist nunmehr aufgegeben, seinen Wohnort gutwillig binnen acht Tagen zu verlassen oder gewärtig zu sein, per Schub über die Grenze gebracht zu werden. — Bivat die deutsche Einigkeit!

In Warburg hat die Polizei bei einem Uhrmacher nach Licht gesucht — es mag dort noch sehr daran fehlen — nämlich nach einer Erklärung dortiger Lichtfreunde, die der Uhrmacher Schmid an das Consistorium eingegeben, zugleich aber in mehreren Exemplaren in der Stadt zirkuliren ließ. — Die Polizei fand das Licht nicht, wird es auch wohl so bald nicht finden, so nöthig es ihr auch thut.

Großherzogl. Hof-Theater.

Dienstag, den 26. Januar: 2. Vorstellung in der 6. Serie: Clavigo. Trauerspiel in 5 Akten von Göthe.

Donnerstag, den 28. Januar: 3. Vorstellung in der 6. Serie: Don Johann von Oesterreich. Trauerspiel in 5 Akten von J. Moser.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 29. Januar 1847.

N^o 9.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Wie ein kleines Mädchen zur großen Dame wird.

Bei Besichtigung einer Erziehungsanstalt für Kinder der ärmeren Volksklasse lernte ein durchreisender hoher Officier in einer Seestadt ein niedliches kleines Mädchen kennen, von dem ihm die Vorsteher erzählten, daß es die Tochter einer armen Wäscherin sei, sich aber durch Artigkeit auszeichne. Der Officier schlug seiner Frau vor, das Kind zu sich zu nehmen, die Frau willigte ein, und siehe da, aus dem kleinen Mädchen war in zwölf bis vierzehn Jahren ein stattliches Fräulein geworden. Ein hochadliger Gutsbesitzer, der sich in den besten Jahren befand, aber noch halb so viel Tausend Thaler Revenüen hatte als er Jahre zählte, wurde bei des Fräuleins holdseligem Anblick wunderbar ergriffen und theilte seinem Freund, dem hohen Officier, seinen Entschluß mit, sie zu heirathen. „Ich könnte Dir nur Glück wünschen zu Emma's Besitz“, entgegnete der Officier, „aber es ist ein Mädchen ohne Namen und von niederer Herkunft. Ich müßte, um sie adoptiren zu können, erst die Erlaubniß des Fürsten haben, in dessen Residenz ich seit so langer Zeit lebe.“ Unfänglich war es dem alten Stammbaum nicht ganz gelegen, der Wäscherin Tochter zu heirathen, aber die Liebe schärfte diesmal seine Augen und ließ ihn seine Gewohnheit, den Werth der Menschen nach ihrer Abstammung zu beurtheilen, als eine große Dummheit erkennen. Vor den Vorwürfen seiner Verwandten sollte ihn die Adoption des Generals schützen. Beide schrieben an den Fürsten und waren nicht wenig erfreut, als der huldvolle Fürst erwiderte: er genehmige nicht allein, daß der General das Mädchen adoptire, sondern schenke ihr noch außerdem zu den zwölf Ahnen, die der General habe, vier Stück Ahnen, damit die junge Frau an allen auswärtigen Höfen mit Ehren erscheinen

könne. Gegenwärtig befindet sich die junge sechszehnjährige Frau mit deren Gatten in Italien — ob die Mutter Wäscherin noch wäscht, oder ob sie von der gnädigen Frau Tochter für ihre alten Tage ein Ruheplätzchen erhalten hat, ist nicht bekannt geworden. —

Musikalisches!

Wir hätten nicht erwartet, mein lieber Herr Franz, daß Sie auf ein Urtheil des Hrn. x—y. so viel Werth legen, und etwas darauf erwidern würden. Gekränkt können Sie sich dadurch nicht fühlen, da Sie die allgemeine Anerkennung des anwesenden Publikums für sich haben, und außerdem noch das Bewußtsein, Ihre Schuldigkeit gethan zu haben. — Ob x—y. zu einem öffentlichen Urtheil befähigt ist, das geht am besten aus seiner letzten Kritik in den „Mittheilungen“ über das Violin-Concert des berühmten Mendelssohn hervor; er sagt dort: „Das geniale Werk trägt in jeder Note den Namen seines Schöpfers auf der Stirn, in keinem Sage freilich deutlicher, als im Schluß-Allegro aus E-dur, wo uns aus jedem Nötchen der schelmische „Sommernachtstraumkobold“ entgegen klingelt und flüstert. (Wie bilderreich!) Und dennoch besehen wir dies Puck-Allegro bei Licht: (Wie wollen Sie es denn anders besehen?) — Hat sich der Componist wohl von einer gewissen Fadhheit, ja Trivialität frei zu halten gewußt? Hat das Thema des Schlusssatzes nicht einen Anflug — doch auch nur einen solchen — vom Ordinären?“ — Man sollte nicht glauben, daß Jemand eine solche Lächerlichkeit begehen und so etwas könnte drucken lassen! — x—y nennt das ganze Werk genial, jede Note eines Mendelssohn würdig und sagt dann wieder vom Adagio: daß es eine „ausdrucklose Wiederholung eines nicht ergreifenden, etwas unschuldigen Gedankens“ sei, — das Al-

